

# Aus meinem afrikanischen Skizzenbuch

Autor(en): **Eschmann, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **36 (1932-1933)**

Heft 16

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669718>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Plötzlich erinnerte er sich, daß sie seine Frau war. Daran krallte er sich fest wie ein Ertrinkender an einem Holzpfehl.

Endlich schlief er ein. Im Grunde, dachte er im Entschlummern, war ja nichts geschehen. Kleine Verstimmungen gab es in jeder Ehe, und man wußte nicht, woher sie kamen.

Aber am Morgen stand in seinem Herzen ein kleines Unkraut, eine Wurzel erst, fast ein Nichts. Es hinderte nur fortan die Freude an dem, was sein war.

Inocenta hatte sich rote Backen geschlafen.

Ein sonniger Tag schaute durchs Fenster und umstreichelte ihre rundfeinen Arme.

Als sie ihr krauses Haar hochsteckte, betrachtete Jonas sie. Er wurde wie trunken von ihrer Schönheit.

„Du hast mir nicht guten Tag gewünscht,“ sagte sie heiter, als sei nie etwas zwischen ihnen gewesen.

Da trat er auf sie zu, erfaßte ihren Arm mit klammernden Fingern und drückte seinen Mund so jäh darauf, daß es sie schmerzte. Aber sie fühlte, wie er es nur aus übergroßer Liebe getan, und sie war ihm wieder gut vor lauter Mitleid.

(Fortsetzung folgt.)

### Schneewittchen.

Schneewittchen hast im Scherz du dich genannt,  
Da plaudernd einst zusammen wir geseßen,  
Der Augen tiefes Blau, die Elfenhand,  
Des Nackens Blondgekraus, wer kann's vergessen?

Noch jüngst — ich schritt ein hohes Tal entlang,  
Es war gekrönt mit sieben Silberspizen,  
Die von dem himmelnahen Felsenhang  
Herunter auf die grünen Pfade blißen —

„Schneewittchen!“ rief ich laut und unbewußt,  
„Schneewittchen hinter deinen sieben Bergen!  
Führst droben pünktlich du mit kühler Brust  
Den kleinen Haushalt deinen sieben Zwergen?“

Ein spottend Echo nur antwortet' mir,  
Die Felsstirn rümpfte lachend ihre Falten;  
Und doch, und doch, mir war's, ich hätt' von dir  
Schneewittchen! einen lieben Gruß erhalten.

Conr. Ferd. Meyer.

### Aus meinem afrikanischen Skizzenbuch.

#### Meerfahrt.

Von Ernst Eschmann.

Wer als Landratte geboren ist, dem flößt das Meer einen unerhörten Respekt ein. Jede Meerfahrt wird zur Sensation, zu einem Erlebnis ganz besonderer Art. Eine Welt von Gefühlen und Vorstellungen wird lebendig. Da hebt ein Wogen von Gedanken an, und der Mensch gerät in einen Zwiespalt der Kräfte, daß er oft nicht mehr weiß, wie er sich nehmen soll.

Was für ein Nichts ist er doch dieser schimmernden Unendlichkeit gegenüber! Sie hat ja keine Grenzen. Sie rührt an den Himmel. Wenn das Meer ihm gewogen ist, schaukelt es ihn gemächlich, wie die Mutter das Kindlein in der Wiege in den Schummer schaukelt. Wird der Born aber in ihm Meister, hebt es an zu toben. Die Wellen werden zu Wogen, die Wogen zu Bergen, furchtbare Abgründe tun sich auf, und sie sind imstande, tausend Menschenleben mit einem Wirbel zu verschlingen. Da wird der Mensch zum Spielball der Winde, und er richtet nichts aus, er muß mit sich geschehen

lassen, was der empörte Gott der Meere mit ihm vorhat.

Aber ist es nicht ebenso wahr, daß die neue Zeit die unbegrenzten Elemente der See zu überwinden vermag? Mit mächtigen Schiffen, schwimmenden Palästen gleich, fährt der Mensch von Küste zu Küste, von Erdteil zu Erdteil und beeinflusst und bestimmt gar die Schicksale einzelner wie ganzer Völker.

So ist jede Fahrt von einem geheimnisvollen Zauber umgeben. Näher als je fühlt man sich der Allmacht der Natur. Alles Kleinliche verschwindet. Die großen Dimensionen reden ihre gewaltige Sprache. Sonne und Sterne werden uns vertrauter, und je mehr das Festland mit seinen Städten und Türmen, Küstenstrichen und Felsenriffen verschwindet, um so fester werden wir von allen Reizen des Meeres umspinnen.

Es braucht keine Reise auf Monate hinaus zu sein, eine Tagesfahrt, die auch eine Nacht in



Auf Deck des „Charles Roux“.

Phot. Rob. Meier, Zürich.

sich schließt, genügt vollauf, uns einzuschließen in die mächtige Melodie, in den großen Gesang des Meeres. Drei verhältnismäßig kurze Strecken waren es, die wir zurücklegten: die Überfahrt von Marseille nach Philippeville, wo wir zum ersten Mal den Fuß auf afrikanischen Boden setzten, dann auf der Rückreise die Spanne Oran—Alicante und Alicante—Barcelona. Es waren denkwürdige Tage. Um so denkwürdiger, da wir in eine Gutwetterzeit geraten waren und kein schlimmer Wind uns behelligte. Ein Glück! Denn die kleinen Schiffe, die auf dem mittelländischen Meere kreuzen, sind schon oft wie Nußschalen herumgeworfen worden. Wir hatten von allem Anfang an das Gefühl köstlicher Geborgenheit und gaben uns dem Schauspiel hin, das sich vor unsern Augen entrollte.

Viele Szenen reihen sich da aneinander, die eine voll Spannung, die andere lieblich und eine andere lustig, und über alle wölbt sich die blaue Glocke des Himmels.

Die Ausfahrt aus dem Hafen von Marseille wurde ein Ereignis großen Formates. Unser „Charles Roux“ gab uns Gelegenheit, das fie-

berhafte Treiben in den Docks zu verfolgen, die Arbeit der Kranen, das Kursieren der kleinen Schlepper und Schaluppen. Wie ein Fürst, feierlich und gravitatisch, verließ er die Stadt. Noch lange leuchtete sie ihm nach mit den schimmernden Fronten der Häuser, mit den golden leuchtenden Inseln. Den letzten Gruß sandte uns die über Marseille thronende Kirche Notre Dame de la Garde zu, die gute Freundin und Beschützerin der Seefahrer. Wir schwammen schon weit draußen im offenen Meer, sie glänzte noch immer wie Chateau d'If.

Endlich war der europäische Kontinent unsern Augen entrückt. Wir schwebten zwischen zwei Erdteilen, und Himmel und Wasser waren die Grenzen, die unsern Horizont bestimmten. Ein wunder seliges Empfinden! Ein paar Vögel fliegen noch mit. Am Bug des Schiffes schäumt es auf. Eine blaue Wasserbahn mit weiß aufglitzernden Enden wird gezogen und glättet sich wieder aus. Man staunt in die Ewigkeit. Man gewinnt Zutrauen zu den Schrauben, die sich durchs Wasser bohren und unermüdlich unsern Wünschen dienen. Man greift nach einem der

Liegestühle und sonnt sich an Bord im Wohlgefühl eines ganzen, wirklich restlosen Ferien-glückes. So dürfte es nun tage-, ja wochenlang weitergehen. Die Luft ist frisch. Wenn man

Bald ist man in dieser neuen Umgebung zu Hause. Ich schreite die Länge des Schiffes ab, begegne bekannten Gesichtern und vergnüge mich mit den beiden Katzen, den getigerten Lieblingen



Sonnenuntergang auf dem Meere.

Phot. Rob. Meier, Zürich.

einen Überschuß einfangen und mitnehmen könnte, wie wohl täte sie der Studierstube, wie bliese sie um die Bücherregale und stäubte uns die morschen und verharzten Ideen aus, die sich in einer Sackgasse festgerannt haben! Tief atme ich auf und ziehe die köstliche Brise ein.

des Kapitäns. Wie viele Meilen mögen sie schon mitgereist sein, diese zierlichen Freunde! Von der Welt haben sie schon mehr gesehen als mancher zweibeinige Stubenhocker. Und weltmännisch sind sie auch geworden. Sie haben für alle Passagiere einen wohlwollenden Blick. Und Ab-

wechslung lieben sie. Als Peripatetiker spazieren sie von Klasse zu Klasse und streichen um die armseligen Bündel der Zwischendeckler wie der Erst- und Zweitklasspassagiere. Sie hüpfen über die Treppen, rücken vor zum Steuermann und schauen ihm zu, wie er mit ernster Miene am Rade dreht und dem Schiffe so Richtung und Ziel gibt. Sie sorgen für manch heiteres Zwischenspiel und haben es nicht anders als die Gäste, die mit Wohlbehagen die Gerüche aufnehmen, die aus der Küche emporsteigen.

Ein Gong ertönt.

Das Essen ist bereit.

Im Speisesalon brennen die Lichter. Es ist ein herrschaftlich herausgeputzter Raum. Tische und Stühle sind fest im Boden verankert. Die Flaschen stehen in einem Gestell, das ihnen Halt gibt. Sollte nun das Meer seine Launen zeigen, sind wir gerüstet. Aber es ist zufrieden. Auf seinem beweglichen Rücken trägt es uns geduldig dahin. Sein sanftes Schaukeln behelligt uns nicht. Wir tafeln wie in einem guten Hotel auf dem Festland. Immer neue Platten tragen die befrachten Kellner herein. Sie wissen: wir haben ja Zeit und just keine andern Pflichten, als die schönen Stunden der Erholung ganz zu genießen. Wir haben auch Platz. Wenig Reisende sind da. Die Saison für Afrika ist noch nicht angebrochen. Um so willkommener sind wir auf dem Schiffe, das auch in den flauen Monaten seinen Kurs hält.

Nach dem Mahle machen wir dem Kapitän einen Besuch. Wie ein Feldherr steht er oben auf seinem Posten und führt uns in die verantwortungsvollen Aufgaben seines Amtes ein. Er zeigt uns seine Karten und Instrumente, stellt Berechnungen an und erzählt uns vom mühsamen Werdegang, wie er keinem Kapitän erspart bleibt. Von der Pike auf zu dienen gilt es. Strenge Theorie, in Schulen geübt, unterstützt die praktische Arbeit zur See, und wenn die Stufenleiter der langjährigen Ausbildung erklimmt ist, kommen die Jahre des Wartens, bis irgend eine Lücke sich auftut und der Kapitän am Ziel seiner Wünsche angelangt ist.

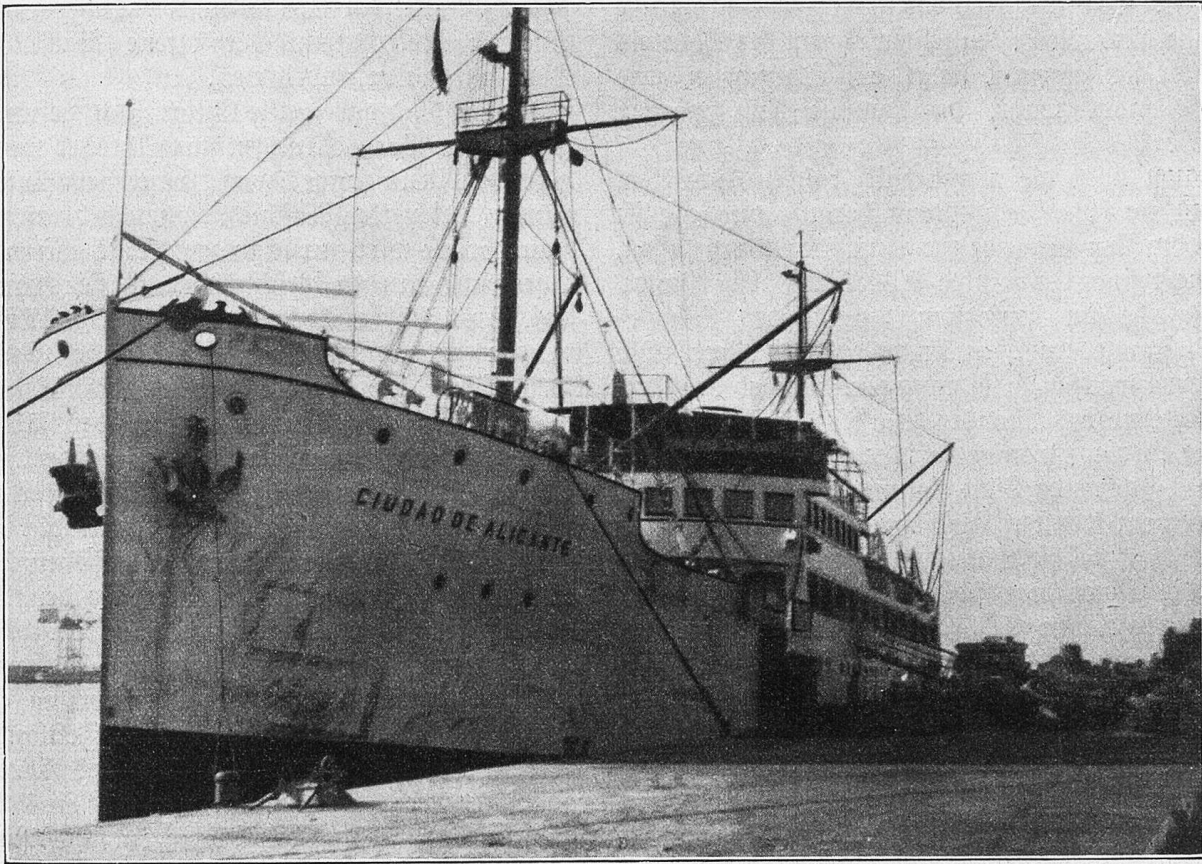
Bei so ruhigem Wetter geht die Arbeit leicht. Wenn aber Stürme toben und die Nebel kommen, bedarf das Schiff der sichern Führung, und einen Menschen braucht es, der den Kopf nicht verliert und allen Gefahren trotzt.

Ein Gang durch die Herzkammern des Schiffes weckt neue Bewunderung für die moderne

Seefahrt. Die alten Schilderungen und Bilder, die man schon da und dort gesehen, treffen nicht mehr zu. Wo ist der glühende Rachen, der die Kohlen frißt? Wo sind die Schaufler, die mit entblößtem Oberkörper in der Hölle der Hitze ihr hartes Werk verrichten? Sie gehören der Vergangenheit an. Ein neuer Brennstoff ist gefunden, der nun überall verwendet wird. Masjut, ein Öl, das verspricht wird und glühende Temperaturen erzeugt. Wir steigen durch die steilen Treppen in den Maschinenraum. Für den Laien ist er ein Labyrinth von Gängen, von Kammern und Rädern, von Stangen und Kolben und Hebeln. Je tiefer wir kommen, um so unerträglicher wird die Hitze, und das gesprochene Wort erstickt im Lärm der rollenden Räder und zischenden Ventile. Bis in die untersten Verschlänge bringen wir vor, sozusagen ins Allerheiligste, ins letzte Gehäuse, hinter dem die Schrauben im Wasser treiben. Hier wirkt die Kraft sich aus, die uns nach Afrika bringt. Ein Bruch im Gestänge, und wir wären das Spiel der Wellen, bis der Schaden wieder gutgemacht ist. Aber kein Unheil stört unsre Fahrt.

Erleichtert atmet man auf, wenn man wieder an der Oberwelt steht. Der Besuch der Maschinenräume hat gute Wirkung getan. Den ruhigen Gang des Schiffes nimmt man nicht mehr als selbstverständlich hin. Man weiß, wie viel Mühsal und Kraft, Genie und Ausdauer dahinter stecken, und jeder Mann, dem auch eine nur scheinbar unbedeutende Pflicht zugewiesen ist, gehört zum Räderwerk, das wie das Blut und die Sehnen, wie Herz und Lunge im Organismus des menschlichen Körpers dem Schiffe Leben und Bewegung gibt.

Der Tag neigt sich dem Ende zu, es beginnt zu dämmern. Wir fahren in die werdende Nacht hinein. Ein paar Wolken sind am Himmel aufgestiegen. Hinter Wolken ist die Sonne längst untergegangen. Das Nachtessen ist vorüber. Ein Gang auf Deck ist Erquickung. Vergebens suche ich nach Sternen. Undurchdringlich starrt die unendliche Dunkelheit. Da, in der Ferne, ein Blitz! Es zuckt ins Meer. Nur einen Augenblick erschimmern die Wasser. Sie rauschen am Bug des Schiffes auf. Ist ein Sturm unterwegs? Noch nicht! Nur ein Gewitter! Der Kapitän beruhigt uns: nur ein Gewitter! Ob das nicht genug ist? Und wieder ein Blitz und ein nachrollender Donner. Geheimnisvoll, fast unheimlich mutet dieses Ereignis an. Jrgendwo im



Unser Schiff: Oran-Micante-Barcelona.

Phot. Rob. Meier, Zürich.

mittelländischen Meer schwimmen wir dahin. Von Land keine Spur. Die Elemente sind in Aufruhr geraten. Wie durch ein Wunder wird der Mantel des Himmels auseinandergerissen, und nun gießt ein ergiebiger Regen hernieder. Es platscht auf den Boden. Es spritzt an die Wände. Ein Bächlein läuft übers Deck. Das Meer aber geht nicht höher. Die Luft ist frischer geworden. Die Uhr steht auf elf. Höchste Zeit, daß wir uns endlich zur Ruhe begeben. Wir suchen unsere heimelige Dreierkabine auf. Zwei Betten sind übereinander gebaut, das dritte verlangt keine turnerischen Kletterkünste. Ein Windflügel surrt. Das Rauschen des Meeres, der gleichmäßige Gang des Schiffes bereiten den Schlaf vor. Und mögen kilometertief die Abgründe unter uns klaffen, träumend segeln wir über sie hinweg und sind am Morgen ausgeruht.

Der folgende Tag hat eine große Überraschung für uns bereit: die afrikanische Küste taucht auf, Felsen, ein Höhenzug. Noch nichts ist deutlich zu erkennen, aber näher und näher rückt der neue Kontinent. Etwas trübe und unsicher sieht es noch aus. Die Sonne hat sich ver-

steckt. Im Zwischendeck wird es lebendig. Soldaten, Frauen, Kinder, Volk aller Art raffen ihre Habseligkeiten zusammen, um bald das Festland zu gewinnen.

Philippeville! Gruß dir, du vielverheißender, afrikanischer Boden! — — —

Nach rund vierzehn schönen Reisetagen vertrauen wir uns wiederum dem Wasser an. In Oran besteigen wir die „Ciudad de Alicante“. Strahlend hell lachte der Himmel über uns. Das Meer war glatt. Kaum eine Welle beunruhigte es. Gute Aussichten für die Fahrt. Sie wurde auch ein Fest. Nach drei Uhr verließen wir den Hafen. Wir spürten gleich, daß wir schon spanischen Boden betreten hatten. Spanisch wurde ringsum geredet. Spanisch mußten wir die Mahlzeiten bestellen.

Wenig Passagiere sind an Bord gekommen. Überall ist Platz. Und das Wetter! Ein idealer, warmer Herbsttag! Die Sonne verleiht ihm ihren goldenen Glanz. Aber nicht mehr lange. Just schiebt sie sich an, unter den Horizont zu tauchen. Ich schaue an die Uhr. Es ist 5 Uhr 25 Minuten. Über den wenigen Minuten, da die Scheibe verschwindet, liegt ein feierlicher

Ernst. Es ist, als ob ein guter Geist zur Ruhe ginge, und wie er den letzten Saum des Mantels hinter sich gezogen, steigt ein Wunsch in uns auf: nicht wahr, du kommst doch morgen wieder?

Nun naht die Nacht mit raschen Schritten. Aber sie führt den Mond herauf, und ehe sie die dunklen Schleier ringsum heruntergelassen, glitzert schon das kühle Silber auf dem Wasser. Ich stehe am hintersten Punkte des Schiffes und staune ergriffen übers endlose Meer. Die Sterne wollten wohl kommen, aber ob der Riesenlaterne des Mondes müssen sie verblassen. Nur ein paar wenige getrauen sich hervor. Dort, jenes flackernde Licht, kommt es vom Himmel oder vom fernsten Leuchtturm? So ist es: Erde und Himmel sind ineinandergelassen.

Die Nacht war schön und gut. Wir taten einen köstlichen Schlaf. Am Morgen grüßten wir Europa. Alicante war in Sicht.

Die südliche Küstenstadt Spaniens schenkte uns sieben Stunden. Es war ein unvergeßliches Intermezzo. — — —

Gegen halb vier Uhr stiegen wir wieder an Bord. Es verlohnte sich, den geschäftigen Hafearbeitern zuzusehen, wie sie den Schiffsrumpf füllten. Immer neue Fuhrwerke rollten heran. Und laut ging es zu und her. Kisten und Ballen von allen Formaten wurden auf riesige Drahtnetze getragen. Das Seil eines Krans zog sie mit spielerischer Leichtigkeit hoch, und eine Drehung des Armes führte sie über den Boden des Schiffes. Sachte glitten sie nieder. Die Arbeit vieler Männer war mit einem Drucke am Hebel getan. Ein Netz ums andere brachte seine Last. Berge von Waren wurden abgetragen und wieder aufgebaut. Barcelona braucht Produkte aller Art. Es braucht Tiere. Eine mächtige Ziegenherde trippelt meckernd heran. Treiber

jagen sie über die Brücke in den Schiffsrumpf. Wie ein Moloch frißt der offene Rachen die Tiere zu zweien und dreien.

Nun endlich haben alle Güter Platz gefunden. Die letzten Vorbereitungen zur Abfahrt werden getroffen. Ein langes, von spanischem Temperament befeuertes Abschiednehmen hebt an. Die Landebrücke wird zurückgezogen. Alle Türen der Bordwand werden geschlossen. Wasser rauscht auf. Das Schiff rückt sachte vom Ufer ab. Tücher werden geschwenkt. Unzählige Hände winken. Der kühne Felsberg mit den verbröckelnden Mauerresten der alten Burg, von der Abendsonne beschienen, wächst zu imponierender Höhe empor. Noch über eine Stunde bleibt er als Wahrzeichen der geschäftigen Küstenstadt sichtbar. Dann löst ihn ein Kranz von Höhenzügen ab, die mit ihrem hellen Steinmassiv den Eindruck freundlicher Schneeberge erwecken. Weit draußen im Meer geht es dem entschwebenden Ufer entlang, und wie die Dämmerung einbricht, versinken die Ränder des Festlandes. Wir sind wieder ganz der Gnade des Meeres anheimgegeben. Sachte nur wiegt uns das Schiff und führt uns durch die geruhlsame Nacht.

Die Zahl der Passagiere hat sich wesentlich vermehrt. Ein großes Ziel meldet sich an, eine Stadt, die als Hafenplatz im Haushalte Spaniens eine große Rolle spielt: Barcelona!

Am andern Morgen kommt sie in Sicht. Das Ziel ist erreicht. Die Mauern der Einfahrt nehmen uns bald in ihre sichere Hut. Es wimmelt von ungeduldigem Volke. Unser wartet niemand. So mischen wir uns in den Wirbel der Menge und fahren hinein ins Gewirre der Häuser.

Es wird immer zum Ereignis, zum Erlebnis, zum ersten Mal eine Stadt von solchem Ausmaß und solcher Bedeutung zu betreten.

## Heiraten früher und heute.

Die neue Zeit hat auf vielen Gebieten tiefgehenden Wandel geschaffen, vor allem auf wirtschaftlichem und damit auch gesellschaftlichem. Unsere gesellschaftliche Kultur ist eine andere geworden, als die der Vorkriegszeit war. Sie ist vor allem demokratischer geworden. Die Standesunterschiede, die früher so schwer ins Gewicht fielen, spielen heute eine viel geringere Rolle als früher. Nicht Stand, sondern Stellung ist ausschlaggebend. Es mag zum Beispiel ein junges Mädchen aus noch so einfacher Familie stam-

men, aus einer Familie, die „keine Familie“ ist, wenn es in seinem Beruf „seinen Mann stellt“, gute Manieren hat, anständig ist, mitmachen kann, so darf es auch mitmachen, man fragt nicht lange nach dem Woher. Die persönliche Tüchtigkeit oder auch nur das Auftreten entscheidet; noch viel mehr gilt das für den Mann.

Noch auffallender macht sich die Demokratisierung wirtschaftlich bei der Eheschließung geltend. Man sagt der modernen Jugend manches